

Kriminelle, Junkies und andere Bösewichte. Sicherheitswissen und moralische Grenzziehungen in Johannesburg, Murcia und Santiago de Chile

Manuel Dieterich, Damián O. Martínez,
Boris Nieswand

»Halte das Autofenster während der Fahrt geschlossen und die Autotüren von innen verriegelt!«, »Wehr dich nicht, wenn du ausgeraubt wirst, tu einfach, was sie verlangen!«, »Es ist gefährlich, eine Schusswaffe zu tragen!«, »Geh nicht zu Fuß, auch wenn es noch so nah ist!«, »Lass nichts im Auto liegen«, »Auf gar keinen Fall kannst du allein nach Soul City gehen! Wenn überhaupt, dann nur in Begleitung von jemandem gehen, die oder der dort wohnt und auf dich aufpassen kann!«, »Wenn du einen Schwarzen siehst, der draußen auf der Straße vor deinem Grundstück sitzt, dann gehst du kein Risiko ein und fährst vorbei!«

Dies sind nur einige von unzähligen Sicherheitsunterweisungen, die der Stadtforscher Manuel Dieterich während seiner Feldforschung in Johannesburg von wohlmeinenden Bekannten und Freund:innen unterschiedlicher Herkunft erhielt. Die Menschen in Johannesburg tauschen sich häufig untereinander darüber aus, wer oder was als gefährlich gilt und wie man sich davor schützen kann. Dieses alltägliche Sicherheitswissen hat beinahe in alle Bereiche des Lebens Eingang gefunden. Ein wichtiger Teil davon sind Klassifikationen von Personen und Personengruppen. Dabei handelt es sich um Wissen in einem weiteren Sinne, auf das Menschen in ihrem Alltag zurückgreifen, um einschätzen zu können, wie bedrohlich oder vertrau-

enserweckend bestimmte Personen oder Orte sind. Ein solches Unterscheidungswissen dient der Navigation im sozialen Gefüge einer Stadt. Anders aber als Wegmarken, Schilder oder Karten, die zur Orientierung im Raum genutzt werden, beruhen diese Kategorisierungen auf moralischen Bewertungen. Als potenziell gefährlich erachtete Orte und Menschen werden in eine moralische Hierarchie eingefügt. In dieser stehen vermeintlich bessere und vertrauenswürdiger Stadteile und Personengruppen nämlich nicht neben, sondern über vermeintlich schlechteren und bedrohlicheren.

In diesem Beitrag geht es uns darum, den Zusammenhang zwischen Wahrnehmung von Bedrohungen durch Kriminalität und den moralischen Grenzziehungen im städtischen Raum zu beleuchten. Dabei werden wir uns auf unsere ethnografischen Stadteilmforschungen in Johannesburg (Südafrika), Murcia (Spanien) und Santiago de Chile beziehen. In allen drei Fällen konnten wir vergleichbare Muster, aber auch Unterschiede identifizieren, wie Fragen der Sicherheit in moralische Hierarchien zwischen Stadtteilen und Personengruppen übersetzt wurden. Dies deutet darauf hin, dass es sich um einen sozialen Mechanismus von größerer Reichweite handelt, der nicht auf einen spezifischen Kulturraum oder historischen Erfahrungsraum beschränkt ist. Methodisch haben wir uns von einer Studie von Norbert Elias und John Scotson inspirieren lassen, die in den 1960er-Jahren sogenannte Etablierte- und Außenseiterfigurationen innerhalb einer englischen Kleinstadt erforscht haben. Konkret hieß das für uns, dass wir in jedem der drei genannten Untersuchungsorte einen Mittelschichtstadteil ausgewählt haben, der an ein Viertel angrenzt, in dem ärmere und teilweise stigmatisierte Menschen in beengten und prekären Wohnverhältnissen lebten. In Johannesburg haben wir Mindalore als Mittelschichtstadteil und Soul City als ärmeren Stadteil ausgewählt, in Murcia Vistabella und La Paz und in Santiago de Chile Peñalolén Nuevo und Lo Hermida.

Die moralische Kartierung der Stadt

Uns geht es im Folgenden nicht darum, die Gründe, Strukturen oder das Ausmaß von Kriminalität in den untersuchten Stadtteilen aufzudecken, sondern darum, wie Kriminalitätsfurcht Grenzziehungen zwischen Bevölkerungsgruppen beeinflusst. Bedrohungskommunikation spielt in diesem Rahmen eine wichtige Rolle als Treibriemen, der eine individuell erlebte Bedrohung auf die Ebene kollektiver moralischer Kategorien transportiert und umgekehrt. Wie das Eingangsbeispiel gezeigt hat, übersetzt die Bedrohungskommunikation die Kriminalitätsfurcht in ein moralisches Orientierungswissen darüber, welche städtischen Räume und Personengruppen aufzusuchen und welche zu meiden sind. Damit wollen wir keineswegs in Abrede stellen, dass Kriminalität in unseren Untersuchungsorten eine Gefahr für Leib und Leben darstellt. Vielmehr verhält es sich genau andersherum: Kriminalitätsfurcht kann deshalb einen großen Einfluss auf die mentale Kartierung der Stadt gewinnen, weil eine reale Gefahr existiert. Auch wenn dies auf den ersten Blick wenig überraschend erscheint, so zeigen sich bei genauerem Hinsehen doch einige Eigentümlichkeiten hinsichtlich der Frage, wie Bedrohungen zu Grenzziehungen werden.

Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht, dass häufig das tatsächliche *statistische Risiko*, Opfer von Kriminalität zu werden, nicht mit der Kriminalitätsfurcht korreliert. So sind statistisch betrachtet Bewohnende von etablierten Mittelklassenachbarschaften relativ sicher im Vergleich zu Bewohnenden von marginalisierten Stadtteilen. Mit der Bedrohungskommunikation verhält es sich nun genau andersherum: Diese ist in den Mittelklassenachbarschaften stärker ausgeprägt, wodurch es dort auch zu einer höheren Kriminalitätsfurcht kommt, obwohl das statistische Risiko geringer ist. Daran schließt eine zweite bemerkenswerte Eigentümlichkeit von Bedrohungsdynamiken

an. So wird die vergleichsweise höhere Kriminalitätsrate – also das Ausgesetztsein gegenüber Kriminalität – in marginalisierten Vierteln in stigmatisierender Weise als Indikator für ein erhöhtes lokales Kriminellenaufkommen gedeutet.

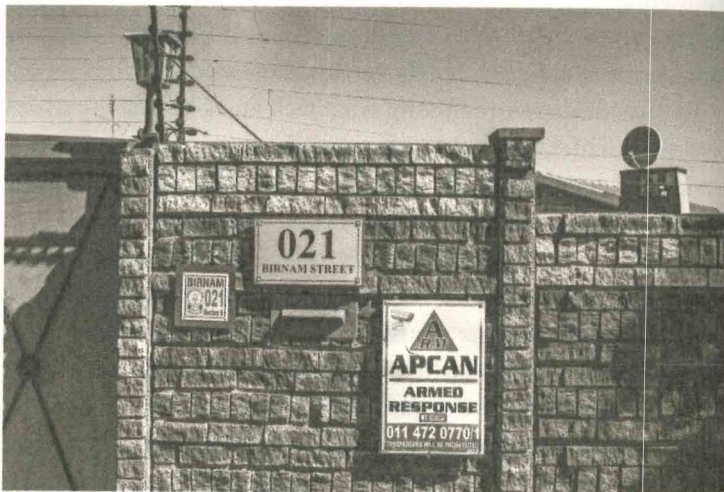
Selbst wenn wir davon ausgehen, dass dieses Aufkommen in den marginalisierten Stadtteilen höher ist als in den privilegierten Vierteln, so handelt es sich bei den Gelegenheits- und Berufskriminellen nur um einen kleinen Prozentsatz aller Bewohnenden. Das Stigma und die moralische Verachtung, die aus dem abweichenden Verhalten weniger folgen, treffen aber ganze Stadtteile und Personengruppen. In den wohlhabenderen Stadtteilen wiederum fallen zwar insgesamt weniger Personen durch kriminelles Verhalten auf, allerdings haben die auftretenden Fälle auch weniger negative Auswirkungen auf die kollektive Bewertung des Stadtteils oder ganzer Gruppen. Dieses Muster selektiver Wahrnehmung führt dazu, dass Personengruppen und Orte unterschiedlich wohlwollend oder misstrauisch beäugt werden, je nachdem, wo sie auf der so entstandenen moralischen Karte einer Stadt positioniert sind. So können sich kleinere Unterschiede in dem Kriminalitätsaufkommen, vermittelt über Bedrohungskommunikation, zu großen Unterschieden in der Bewertung auswachsen.

In diesem Zusammenhang zeigt sich auch, dass sich, statistisch betrachtet, Opfergruppen und Tätergruppen tendenziell im Hinblick auf sozioökonomische und ethnische Merkmale eher ähneln als unterscheiden. So ist beispielsweise für die USA gut belegt, dass der überwiegende Teil von Weißen¹⁶ Mordopfern von Weißen Täter:innen und der Großteil von Schwarzen Mordopfern von Schwarzen Täter:innen getötet wird. Dies ist auch nicht verwunderlich, weil Menschen tendenziell mehr Kontakte innerhalb ihrer sozialen Gruppengrenzen haben, innerhalb derer es dann zu kriminellen Handlungen kommen kann. Es scheint also generell so zu sein, dass Menschen, die unter prekären Bedingungen leben, sowohl einem höheren Ri-

siko ausgesetzt sind, Opfer von Verbrechen zu werden, als auch aufgrund von Kriminalitätsfurcht Stigmatisierung zu erfahren. Dieser Zusammenhang verweist aber auch darauf, wie wichtig es ist, den sozialen Umgang mit Kriminalitätsfurcht genauer zu analysieren.

Sicherheit und moralische Grenzziehungen In Johannesburg

Mindalore wurde während der Apartheid als »Whites-only« Mittelschichtquartier erbaut. In dem Wohngebiet leben bis heute viele »Afrikaaner«, Nachkommen von überwiegend niederländischen Siedler:innen, die sich seit dem 17. Jahrhundert in der damaligen Kap-Kolonie angesiedelt haben. Das benachbarte Soul City hingegen ist eine informelle Siedlung, die in den 1990er-Jahren von armen Schwarzen sowohl südafrikanischer als auch ausländischer Herkunft auf einem verlassenen



Private Sicherheitsvorkehrungen in Mindalore (Foto: Mark Lewis, 2021)

und verseuchten Minengelände errichtet wurde. In Mindalore sind Sicherheitsvorkehrungen allgegenwärtig. Häuser sind von hohen Mauern und teilweise elektrifiziertem Stacheldraht umgeben, auf den Straßen patrouillieren bewaffnetes Wachpersonal und Bürgerwachen. Schilder auf den Eingangstoren der Zufahrten weisen auf Alarmanalagen und Sicherheitsfirmen hin. Trotz dieser Maßnahmen leben viele Bewohner:innen in ständiger Sorge, Opfer von Gewaltverbrechen zu werden. Dabei verdächtigen sie insbesondere ihre Nachbar:innen aus dem armen Soul City, sie und ihr Eigentum zu bedrohen.

Seit neun Jahren engagiert sich Pete freiwillig in der Nachbarschaftswache von Mindalore, dem »Community Police Forum« (CPF). Er erklärt, dass die meisten Kriminellen, die Verbrechen in Mindalore begehen, aus Soul City kämen. Dies wisse er, weil die Täter, die er beobachtet habe, in Richtung Soul City geflohen seien. Mark, der nach 38 Jahren vor Kurzem aus Mindalore weggezogen ist, behauptete sogar, dass letztlich »alle Kriminellen« aus Soul City kämen. Aus diesem Grund sei er mehrfach nach Soul City gefahren und habe von den dortigen Autoritäten verlangt, dass »die Angriffe auf Mindalore« endlich aufhören müssten. Dies wurde von einigen der Bewohner:innen von Soul City, wie beispielsweise Joshua, einem Pastor und Politiker, als eine stigmatisierende Vorverurteilung zurückgewiesen. Nach Joshuas Meinung schürten solche pauschalen Schuldzuweisungen Angst und Hass zwischen den Nachbarschaften. Dies führe dazu, dass kaum jemand aus Mindalore nach Soul City komme, um sich ein unvoreingenommenes Bild zu machen. Das zentrale Problem, so Joshua, sei, dass die Mindalorer Leute, die in Hütten leben, nicht als gleichwertig ansähen. Für sie seien die Menschen in Soul City wilde Tiere, denen sie moralische Empfindungen und Anstand absprächen. Für Joshua ist das Sicherheitswissen der Mindalorer deswegen nicht nur falsch, sondern schädlich und schändlich. Es führe dazu, dass gar keine andersartigen Erfah-

rungen mit den Menschen in Soul City gemacht werden können.

Eine etwas andere Perspektive nimmt Dikeledi aus Soul City ein. Sie hat lange für eine Weiße Familie in Mindalore als Hausangestellte gearbeitet und fühlte sich in dieser Beziehung oft erniedrigt und abgewertet. Als besonders verletzend empfand sie, dass sie anderes Geschirr und Besteck benutzen musste als die Weiße Familie. Um das Verhalten der Familie zu erklären, zog sie eine Verbindung zu deren Sicherheitswissen: »Sie hassen uns, weil sie wissen, dass die Leute aus Soul City stehlen. Und es ist wahr, dass die Leute aus Soul City in Mindalore stehlen: Wir sind unhöflich! Wir sind Diebe! Sie können uns nicht anständig behandeln.« Auf die Nachfrage hin, wie diese Aussage zu verstehen sei, antwortete sie, dass sie selbst natürlich keine Diebin sei, aber dass man ihr dies ja nicht von außen ansehen könne. Offenbar hatte Dikeledi die Perspektive der Weißen Familie übernommen. Dass sie sich selbst als moralisch anständige Person präsentiert, hatte keine Auswirkung auf das negative Gesamtbild, das sie von ihrem Stadtteil entwirft. Ihre eigene Ausnahme bestätigte für sie die Regel.

Wie trägt nun unsere Perspektive dazu bei, den Zusammenhang zwischen sozialen Ungleichheiten, Bedrohungskommunikation und Nachbarschaftsbeziehungen besser zu verstehen? In Mindalore wie auch in Soul City gibt es sowohl erfahrungsbasiertes als auch kommunikativ vermitteltes Wissen über Kriminalität und Gewalt. Die Mittelschichtsangehörigen von Mindalore tendieren dazu, die armen Bewohner:innen von Soul City pauschal verantwortlich zu machen; sie ziehen eine mit Verachtung untermauerte Grenze zwischen den Stadtteilen und halten sich von dem Stadtteil und seinen Bewohner:innen fern. Für sie ist Soul City vor allem eine Brutstätte der Kriminalität und eine Bedrohung ihrer Lebensweise. Dabei ist vielen in Mindalore durchaus bewusst, dass ein Zusammenhang zwischen Kriminalität und Armut besteht, doch dies än-

dert nichts an ihrer negativen Bewertung und der sozialen Distanz zwischen den Stadtteilen. Abschottung ist eine Folge dieses Sicherheitswissens und verhindert Kontaktmöglichkeiten, in denen anderes und vielleicht differenzierteres Wissen über die Menschen und das Leben in Soul City erworben werden könnte.

Dieser Fall zeigt exemplarisch, wie Kriminalitätsfurcht und Sicherheitswissen rassistische und sozioökonomische Ungleichheiten und Stereotype verstärken. Schwarze Mittelklasseangehörige in Mindalore, die seit den 2000er-Jahren in den Stadtteil ziehen, erweisen sich vor diesem Hintergrund als eine interessante Vergleichsgruppe zu den etablierten Weißen Afrikanern. Auch unter ihnen gibt es Kriminalitätsfurcht, sie schützen sich ebenfalls durch entsprechende Maßnahmen und verdächtigen Soul City, ein Ursprungsort von Kriminalität zu sein. So nehmen Mittelklasseangehörige, Schwarze wie Weiße, Soul City vor allem als einen bedrohlichen Ort und seine armen Schwarzen Bewohner:innen vor allem als potenzielle Kriminelle wahr. Dass es schwer ist, aus diesen Mustern der Wahrnehmung auszusteigen, zeigt sich auch daran, dass viele Bewohner:innen von Soul City den Diskurs teilen, dass ihr Viertel ein Hort der moralischen Verwerflichkeit sei – auch wenn diejenigen, die dies formulieren, wie das Beispiel von Dikeledi zeigt, sich selbst als moralisch überlegene Ausnahme präsentieren. Es sind allerdings auch kritischere Stimmen vernehmbar: Wie Joshua weisen diese darauf hin, dass der Bedrohungsdiskurs die ohnehin gegebene Stigmatisierung der Menschen in Soul City noch verstärke und Kontakte, die alternative Sichtweisen ermöglichen könnten, unterbinde. Insgesamt zeigt der Fall Johannesburgs besonders deutlich, wie der vorherrschende Diskurs über Kriminalität in Mindalore, auch und gerade weil er mit selektivem Erfahrungswissen angereichert werden kann, dazu beiträgt, rassistische Stereotype zu reproduzieren. Diese gehen auf die Apartheid und den Kolonialis-

mus zurück und werden mit moralischen Emotionen wie Angst, Verachtung oder Wut aufgeladen.

Drogen und Kriminalitätsfurcht in Murcia

Im spanischen Murcia prägen Bedrohungsdiskurse über Kriminalität und Sicherheitswissen weniger stark den Alltag als in Johannesburg. Zwar sind die Fenster der Häuser im Erdgeschoss in der Regel zum Schutz gegen Einbrüche vergittert, doch gibt es keine bewaffneten Wachleute, Elektrozäune oder »Gated Communities«. Allerdings existieren Stadtteile, wie La Paz, die als besonders problembeladen und gefährlich gelten. Dies zeigt sich unter anderem an abwertenden Bemerkungen, Witzen und Verdächtigungen, die Personen in Vistabella über ihre Nachbar:innen in La Paz äußerten. Besonders deutlich wurde dies 2017, als es zu einer Reihe von Raubüberfällen und Einbrüchen in Vistabella kam sowie einer Zunahme von Obdachlosen und Drogenabhängigen im öffentlichen Raum. Die Facebook-Seite des Nachbarschaftsvereins von Vistabella wurde in diesen Zeitraum zu einem Marktplatz der Ängste und Verunsicherungen. Ein Nutzer postete im Februar 2017: »Letzten Freitag wurde erneut in eines der Häuser unseres Viertels eingebrochen. Wir bitten alle Bewohner:innen, vorsichtig zu sein, und die Sicherheitskräfte und die Stadtverwaltung um mehr Überwachung.«

Insbesondere wurden Drogenabhängige verdächtigt, Straftaten in Vistabella zu begehen und die öffentliche Ordnung durch Drogenkonsum in der Öffentlichkeit oder Urinieren und Defäkieren im Park zu stören. Die bereits angespannte Situation wurde zusätzlich dadurch angeheizt, dass eine ältere Frau bei einem Raubüberfall in Vistabella ums Leben kam. Schnell war von »ausufernder Kriminalität« die Rede, und es wurden explizit die Menschen im benachbarten La Paz dafür verant-

wortlich gemacht. In einem Facebook-Kommentar wurde insbesondere ein seit Jahren besetzter Häuserblock in La Paz als Ursprung der Probleme ausgemacht: »Ich schlage vor, dass wir Unterschriften sammeln, um diesem Drogenumschlagsplatz [in La Paz] ein Ende zu bereiten. Wir wissen alle, dass er der Grund ist, dass die Drogenabhängigen bei uns im Viertel herumlungern.« Pedro, ein Mitglied des Nachbarschaftsvereins, ergänzte: »Die Leute kaufen ihre Drogen ›drüben‹ in La Paz und konsumieren sie ›hier‹ in Vistabella; sie stehlen bei uns, und ›drüben‹ verkaufen sie das Diebesgut.«

Auch wenn sich dies in den Kommentaren nur andeutet, so spielen rassistische Zuschreibungen auch in der Beziehung zwischen Vistabella und La Paz eine Rolle. Dies hängt damit zusammen, dass in La Paz verhältnismäßig viele spanische Roma, »Gitanos«, leben, die im Zuge einer Stadterneuerung in den 1980er- und 1990er-Jahren nach La Paz umgesiedelt wurden. Die Stereotypen über Roma sind in die moralisch unterlegten Hierarchien zwischen den beiden Stadtteilen eingearbeitet. Ähnlich wie in Johannesburg fanden sich neben der wechselseitigen Verstärkung von Sicherheitswissen und rassistischen Stereotypen allerdings auch moralische Relativierungen. So betonte Pedro aus Vistabella die wirtschaftlichen Ursachen der Probleme in La Paz und stellte die politische Verantwortlichkeit der Stadtverwaltung heraus: »Die Lebensbedingungen und die hygienischen Umstände, unter denen diese Menschen leben, sind empörend. Ich finde, die Stadtverwaltung von Murcia sollte sich schämen für das, was dort passiert.« Darüber hinaus gab es Stimmen, die den Vertreter:innen des dominanten Diskurses vorwarfen, scheinheilig zu sein. Ein Bewohner verwies drauf, dass auch Vistabella ein Drogenproblem habe, von dem abgelenkt würde, indem immer nur mit dem Finger auf La Paz gezeigt werde.

In Murcia zeigte sich, ähnlich wie in Johannesburg, dass die Bewohner:innen des etablierteren und bürgerlicheren Viertels

dazu neigen, die Bewohner:innen des ärmeren und stigmatisierten Viertels für Kriminalität verantwortlich zu machen. Die moralische Grenze zwischen den Nachbarschaften reflektiert dabei vor allem Klassengrenzen zwischen der Mittelschicht und den unteren Schichten, verarbeitet aber auch Stereotype gegenüber Roma und anderen marginalisierten Gruppen wie Drogenabhängigen oder Obdachlosen. Während viele in Vista-bella die Bewohner:innen von La Paz für Probleme in Vista-bella verantwortlich machen, verwies eine Minderheit, wie Pedro, auf die prekären Lebensbedingungen in La Paz und die politische Verantwortlichkeit der Stadtverwaltung, um die Bewohner:innen moralisch zu entlasten. Wieder andere kritisierten den Diskurs über La Paz grundsätzlich als selbstgerecht. Wie bereits in Johannesburg zeigt sich auch in Murcia, dass Bedrohungsdiskurse und Sicherheitswissen Stereotype und soziale Distanzen verstärken, indem sie sie mit moralischen Emotionen aufladen und Kontakt zwischen den Gruppen unwahrscheinlich werden lassen.

Segregation und Gemeinschaft in Santiago

Santiago de Chile scheint auf den ersten Blick Johannesburg zu ähneln. In beiden Städten spielen kriminalitätsbezogene Bedrohungsdiskurse und Sicherheitswissen eine wichtige Rolle. Mit Stacheldraht umzäunte oder von hohen Mauern umgebene Häuser und Siedlungen der Mittel- und Oberschicht sind normaler Teil des Stadtbildes. So konnten wir ebenfalls in den beiden von uns untersuchten Stadtteilen Stigmatisierungen in Verbindung mit alltäglichem Sicherheitswissen beobachten, die sich insbesondere auf den ärmeren der beiden Stadtteile bezogen. Allerdings stößt man unter den linksalternativen Bewohner:innen von Peñalolén Nuevo auch auf Gegendiskurse.

Petra, die Vorsitzende des Sicherheitsausschusses einer

»Gated Community«, argumentierte, dass sie es nicht als ein Problem ansehe, dass ihr Wohnprojekt an den ärmeren Stadtteil Lo Hermida angrenze, auch wenn es dort sicher einige »schlechte Elemente« gäbe. Sie betonte in diesem Zusammenhang, dass sie selbst gute, teilweise freundschaftliche Beziehungen mit Bewohner:innen von dort pflegte. Darüber hinaus war es ihr wichtig, dass ihre Tochter »alle möglichen Leute von überall her kennenlernt und mit ihnen kommuniziert«. Obwohl ihr Sicherheitswissen ebenfalls durch die Unterscheidung zwischen »guten« und »schlechten Elementen« geprägt war, stellte es für Petra auch einen moralischen Wert dar, dass sie und ihre Tochter Beziehungen über die sozialen Grenzen des eigenen Milieus hinweg führten, nicht zuletzt mit dem Ziel, auf diese Weise Stereotypen und Stigmatisierungen entgegenzuwirken.

Auch wenn einigen Gesprächspartner:innen aus Peñalolén Nuevo durchaus die Sicherheitslage Sorgen machte, so betonten andere, dass der beste Weg zur Bekämpfung von Unsicherheit nicht in einer weiteren Abschottung bestünde, sondern im



Unterschiede aus der Vogelperspektive: Lo Hermida und eine benachbarte Gated Community in Santiago de Chile (Foto: Damián O. Martínez, 2021)

Aufbau von Kontakten und sozialen Beziehungen. Antonia, eine selbstständige Schreinerin, formulierte das so: »In dem Maße, in dem wir eine Gemeinschaft bilden und die Probleme kennenlernen, die unsere Nachbar:innen plagen, können wir uns gegenseitig unterstützen. So entsteht ein positiver Kreislauf, der die Probleme vielleicht nicht sofort beseitigt, aber Lösungsmöglichkeiten auf den Weg bringt.«

Während die Beziehung zwischen Lo Hermida und Peñalolén Nuevo den zuvor dargestellten in mancher Hinsicht ähnelt, so waren hier die soziale Grenzen überschreitenden Gemeinschaftsdiskurse im Mittelklasseviertel ausgeprägter als in den anderen Fällen. Sie zielten darauf ab, das Netz der Beziehungen über Stadtteil- und Klassengrenzen hinweg auszuweiten, um Stereotype abzubauen und stereotypen Sicherheitswissen zu verändern. Kriminalität führte für manche, zumindest in ihren Selbstdarstellungen, nicht dazu, dass sie sich weiter abschotteten, sondern wurde als Anzeichen gewertet, dass die soziale Integration zwischen den Stadtteilen noch nicht weit genug gediehen sei. Es zeigt sich hier vor allem, dass die in Johannesburg und Murcia beobachtete Segregationsdynamik nicht alternativlos ist.

Die moralisch anderen, Wissen und Bedrohung

In der Zusammenfassung der drei Beispiele können wir einige Muster der städtischen Bedrohungsdynamik in Bezug auf Kriminalität erkennen. Erstens produzierte jeder der lokalen Bedrohungsdiskurse über Kriminalität ein spezifisches Wissen über moralisch andere, die als besonders gefährlich angesehen werden. Hier zeigt sich, wie Kriminalitätsdiskurse, indem sie zwischen bösartigen Tätern und unschuldigen Opfern unterscheiden, Sicherheitswissen moralisch aufladen und selektive Wahrnehmungen befördern. Die Grammatik von Gut und

Böse produziert immer wieder aufs Neue eine Grenze zwischen einer Wir-Gruppe, die als anständig und vertrauenswürdig gilt, und einer Gruppe von moralisch anderen, die potenziell gefährlich sind und denen man deswegen mit Misstrauen begegnen muss.

Dieses emotional aufgeladene Wissen kann nun, wie unsere Fälle gezeigt haben, leicht mit bestehenden sozialen Ungleichheiten verknüpft werden, die Werturteile über Stadtteile mit denen über stigmatisierte und gefährdete Gruppen vermengen. Die Abwertung eines Stadtteils und seiner Bewohner:innen aufgrund vermeintlicher oder realer moralischer Verfehlungen Einzelner verbindet Stereotypen mit Erfahrungswissen. Reale Ereignisse liefern auf diese Weise das Anschauungsmaterial für den moralischen Charakter ganzer Menschengruppen, die nach Kategorien wie Klasse oder »Rasse« zusammengefasst werden. Die Erfahrungsdimension, die in dieses moralisch aufgeladene Sicherheitswissen eingewoben ist, macht Dinge sagbar, die anderenfalls von vielen als rassistisch oder klassistisch abgelehnt würden.

Vertreter:innen von Gegenerzählungen, die wir in allen Fällen identifizieren konnten, versuchten den moralischen Diskurs, der zur Abwertung der ärmeren und stigmatisierteren Stadtteile führte, zu relativieren, zurückzuweisen und zu verändern. In Johannesburg waren diese weniger prominent als in Murcia und Santiago. Dies mag unter anderem daran liegen, dass es unter den drei diskutierten Fällen die Stadt mit der höchsten Kriminalitätsrate ist und deswegen dort Bedrohungsdiskurse eine größere Bedeutung haben als an den anderen Orten. Auf diese Weise trägt Gewaltkriminalität dazu bei, soziale Ungleichheit und strukturellen Rassismus innerhalb der südafrikanischen Gesellschaft mit Emotionen und Erfahrungen zu unterfüttern. Grassierende Angst, Wut und Sorge lassen Menschen in Bedrohten Ordnungen besonders stark auf Stereotype und Pauschalisierungen – auch rassistischer Natur –

zurückgreifen. Unter den Bedingungen unvollständiger Information verspricht die moralische Grammatik von Gut und Böse ein Gefühl von Sicherheit und Gewissheit. Sie ermöglicht es, durch den städtischen Raum zu navigieren. Dies verstärkt längerfristig, beispielsweise in Form der Kontaktvermeidung und des Abbruchs von Empathie mit marginalisierten Bevölkerungsgruppen, die Bedingungen, die das Bedrohungsempfinden hervorrufen.

Abschließend möchten wir noch einen Gedanken vorstellen, der erklären könnte, warum Sicherheitswissen und Bedrohungskommunikation an so unterschiedlichen Orten der Welt wie Johannesburg, Murcia und Santiago ähnliche Muster aufweisen, wie unser fallübergreifender Vergleich zeigt. Einer der Gründe dafür ist, dass das Sicherheitswissen in den Städten auch auf Figuren und Topoi zurückgreift, die von globaler Reichweite sind. Die Unterscheidungen zwischen Armen und Reichen, Eingesessenen und neu Hinzugezogenen, Schwarzen und Weißen, Roma und Mehrheitsgesellschaft sind keine Kategorien, die spezifisch für die lokalen Kontexte wären, sondern sie sind Teil von sozialen Prozessen größerer Reichweite. Gerade weil sie sehr allgemein und von großer Reichweite sind, lassen sie sich an verschiedenen Orten rund um den Globus mobilisieren. In diesem Sinne zeigt der Fallvergleich der drei Orte, dass sowohl lokale und nationale Besonderheiten als auch globale Muster der Vergesellschaftung relevant sind. Dies hilft zu verstehen, wie Bedrohungskommunikation über Kriminalität, vermittelt über moralische Grenzziehungen, zum Verstärker sozialer Ungleichheiten wird.